

EIGENSINN

EIGENSINN

Jahresthema 2021
Oderbruchmuseum Altranft
Werkstatt für ländliche Kultur

Aufland Werkstattbuch 6

EIGENSINN

Jahresthema 2021
Oderbruchmuseum Altranft
Werkstatt für ländliche Kultur

Berichte eigensinniger Menschen aus dem Oderbruch
Herausgegeben von Kenneth Anders und Lars Fischer
Fotografien von Michael Anker und Stefan Schick



Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck nur mit Genehmigung
2021 Aufland Verlag GbR
Croustiller 20, 16259 Oderaue
auflandverlag.de

ISBN 978-3-944249-32-2

Inhalt

- 9 Humus des Friedens?
Ländlicher Eigensinn und was man von ihm lernen kann
Kenneth Anders
- 18 Mit Gummibärchenköder einen Hecht fangen
Max Eigenfeldt, Altreetz
- 24 Bei mir hatten alle Kühe einen Namen
Anneliese Fehlberg, Güstebieser Loose
- 34 Bier brauen ist wie ein Bild malen
Nora und Sören von Billerbeck, Hohenfinow
- 41 Ich habe meinen Traum verwirklicht
Ingo Hoffmann, Ortwig
- 45 Ein Bett im Kornfeld
Ingo Hoffmann und seine Insel des Glücks — mitten im Oderbruch
Ein Fotoessay von Michael Anker
- 68 Ich habe nur noch nicht damit aufgehört
Heiko Stiller, Sietzing
- 76 Der Eigensinn, der aus der Mitte kommt — die Rübel-Union
Imma Harms, Reichenow
- 93 Katzen, Hühner und Weine
Heidi und Philippe Gross, Letschin
- 101 Meine Hühner sind freiheitsliebend, und ich bin es auch
Julian Matthick, Neulewin

- 107 Wir reparieren alles außer U-Boote
Frank Bauer und Daniel »Bodo« Schröder, Neugaul
- 116 Warum nur Autos schrauben?
Frank Bauer und Daniel »Bodo« Schröder »reparieren
alles außer U-Boote, dafür ist die Anbindung zu schlecht«
Ein Fotoessay von Stefan Schick
- 132 Retter der Kalköfen
Eckhard Brennecke, Wriezen
- 137 Zum Glück wollte ich nie viel besitzen
Gunhild von Blücher, Neubarnim
- 143 Wir müssen einen langen Atem aufbringen
Detlef Malchow, Bad Freienwalde
- 149 Ich mach' das, so lange es geht
Heinz Jendritzki, Croustillier
- 153 Eigene Wege gehen
Tanja Krüger, Falkenberg (Mark)
- 162 Wir bekamen das letzte Stück Land
Helmut Hulitschke, Friedrichsaue
- 167 Die Geschichten hinter den Dingen
Frank Bergemann, Wriezen
- 172 Bewahrer des Gedenkens
Ulrich Köhler, Neuküstrinchen

- 177 Das Oderbruch ist ein großer Friedhof
Ulrich Köhler und das Gedenken an die im Zweiten Weltkrieg Gefallenen
Ein Fotoessay von Michael Anker
- 198 Ein ganzer Sommer im Glas
Anne Templin, Neulietzegörice
- 204 Bio-Safran aus dem Oderbruch — eine Nische
Tobias Fahlberg, Strausberg
- 211 Mein Luxus ist, dass ich hier so leben kann, wie ich will
Jan Tretow, Ortwig
- 216 Eigensinn betrachte ich als eine anthropologische Tatsache
Stephan Cinkl, Strausberg
- 222 Wenn man hier lebt, muss man eigensinnig sein
Franziska Labes und Jörg Hannemann, Kienitz
- 228 Unser gelebtes Leben in Reliefs
Kurt Otto Rudolf und Inge Müller, Vevais
Ein Fotoessay von Stefan Schick
- 249 Anhang
Eigensinn im Oderbruch
Eine unvollständige Anthologie von Tina Veihelmann

Humus des Friedens?

Ländlicher Eigensinn und was man von ihm lernen kann

Die Redensart vom sturen Bauern ist alt. Heute wird sie nur noch selten ausgesprochen, aber die damit verbundene Idee hat sich gehalten und schlägt sich in vielen Varianten nieder. In den über zwanzig Jahren des Demografiediskurses, in denen das Landleben als Auslaufmodell bezeichnet wurde, standen eigentlich alle, die nicht in die Ballungsräume ziehen wollten, als irgendwie begriffsstutzig unter dem Generalverdacht der Sturheit. Bauern, die nicht auf »Bio« umstellen, erscheinen als verstockt, Landbewohner, die AfD wählen, sind mindestens dumm, die Ölheizung im ländlichen Keller und das dieselgetriebene Auto – wichtigstes Element der ländlichen Mobilität – sind gestrig.

Man kann das zurückweisen oder rechtfertigen. Interessanter sind die Versuche, dieses Bild fruchtbar zu machen, wie man es in den Büchern von Dörte Hansen und Juli Zeh erleben kann. Die aufschlussreichste literarische Erkundung der ländlichen Lebenshaltung, die mir bekannt ist, ist die des britischen Autors John Berger. Wenn ein Bauer für sein Recht, eigenen Schnaps zu brennen, sehenden Auges ins Gefängnis geht, ahnt man, dass der übliche Sturheitsbefund zum Verständnis nicht ausreicht. Vielmehr ähnelt er dem Vorwurf der Faulheit: Beides sind Scheinerklärungen, durch die man nicht schlauer wird. Also gilt, wie immer: Will man Menschen verstehen, sollte man sie zuerst selbst sprechen lassen. Eben dies haben wir am Oderbruch Museum, wie in den vorherigen fünf Jahren auch, getan.

Das Jahresthema »Eigensinn« wurde aus zwei Gründen gewählt. Zum einen wollten wir nach fünf Jahren, in denen jeweils recht klar abgegrenzte Teilbereiche des Oderbruchs erkundet wurden, einen Querschnitt wagen. Wir wollten schauen, ob es etwas Gemeinsames gibt, das zwischen dem ländlichen Bauen, der Auseinandersetzung mit dem Wasser, der Landwirtschaft, der dörflichen Gemeinschaft oder dem Handwerk liegt –

in verschiedenen Erscheinungsformen zwar, aber doch in Beziehung zur gemeinsamen Landschaft.

Darüber hinaus aber wollten wir herausfinden, ob der vehemente Sog der Großdiskurse unserer Gesellschaft auf dem Land an Grenzen stößt — und ob diese Grenzen auch ihre guten Seiten haben. Wir suchten also nach einem ländlichen Erfahrungsgrund, der den medialen Sinnstiftungen und Leitideen dieser Gesellschaft gegenüber Distanz ermöglicht. Und wir wollten herausfinden, ob diese einzelnen Erfahrungen über den persönlichen Horizont hinausweisen und eine soziale Dimension haben. Im Begriff des Eigensinns schienen uns diese Fragen angelegt. Er ist weniger emphatisch als das große Wort der Freiheit, weniger optimistisch als die Rede vom Selberrmachen und weniger wertend als der bereits erwähnte Befund der Sturheit. Aber mit wem muss man sprechen, wenn man diese Fragen vertiefen will?

Eine erste Spur führt in die Selbstversorgung. Die eigene Herstellung von Gemüse, Milchprodukten oder Fleisch wird in unserer Gesellschaft in der Regel missverstanden, weil es kaum einen qualifizierten Begriff der Subsistenzwirtschaft gibt. Die Subsistenzwirtschaft, und sei sie noch so klein, ist aus der Versorgungs- und Verbrauchskultur heraus nur in verniedlichter Form zu verstehen — als Hobby. Gern wird sie belächelt, vor allem, indem man sie als Autarkielösung fehlinterpretiert; Selbstversorgung wäre demnach eine Strategie, die in der komplexen Gesellschaft scheitern muss. Andere überfrachten sie mit politischer Mission als Umbruch ins postfossile Zeitalter, wie im Diskurs über das Urban Gardening zu sehen ist. Entscheidend am subsistenzwirtschaftlichen Handeln ist aber etwas anderes: die kontinuierliche Beziehung zu einem ganz bestimmten, nicht austauschbaren Teil der Welt. Dieser Teil wird für den Menschen im subsistenzwirtschaftlichen Handeln zur Ressource.

Mensch und Ressource bilden ein kleines System, das sich von seiner Umwelt unterscheidet und eine eigene Komplexität stiftet. So entsteht eine eigene räumliche und zeitliche Ordnung. Menschen richten ihr Tun an den Erfordernissen aus, die sich im Selbstversorgungsregime ergeben. Die Schweine müssen gefüttert, der Stall muss ausgemistet, das Beet gejätet werden. Außerdem akkumuliert man Erfahrung, die an einem ganz konkreten Standort gemacht wurde und für spezifische Bedingungen gilt, sodass die eigene Tätigkeit nach und nach besser gelingt beziehungsweise durch eigenes Scheitern neu herausgefordert wird. Inwiefern diese Empirie übertragbar ist, ist für das Gelingen und Mislingen nicht wichtig. Zwar tauschen Selbstversorger Erzeugnisse und Erfahrungen, aber

entscheidend ist, dass die eigene Praxis nicht an den gesellschaftlichen Regeln, sondern an den Erfordernissen der Ressource ausgerichtet ist. Eine eigensinnige Praxis kann deshalb einen großen Teil des menschlichen Sinnbedarfs decken, sodass Sinnangebote der Gesellschaft an Bedeutung verlieren. Damit einher geht das Bewusstsein, dass Dinge, die für einen selbst sinnstiftend und erfüllend sind, für andere möglicherweise bedeutungslos sind. Im Eigensinn steckt kein Missionsgeist. Vielmehr lässt sich eine gewisse Einsilbigkeit kennenlernen: Ich mach' das so. Dazu kann ich nichts sagen. Ich finde das so aber besser. Ich kenne das gar nicht anders. Umso größer war unsere Freude darüber, dass uns die befragten Oderbrücher dennoch bereitwillig über ihr Leben Auskunft gaben.

Der Logik des Eigensinns entspricht es, dass ordnende Eingriffe in die eigene Praxis durch die Gesellschaft meist störend oder sogar bedrohlich wirken. Die eigene – und eben unabhängige – Bindung an die Ressource wird strapaziert oder sogar zerstört. Es ist kein Wunder, dass die Aufgabe der Tierhaltung im Zuge der landwirtschaftlichen Kollektivierung der DDR für viele Bauern ein Albtraum war, der noch heute in den Familienerzählungen eine Rolle spielt. Das Bewusstsein davon, wie die Tiere behandelt werden müssen, war nicht Teil öffentlicher Verordnungen oder allgemeiner Wertvorstellungen, sondern es wurzelte in einem tiefsitzenden, oftmals über Generationen aufgebauten Programm aus Erfahrung und täglicher Fürsorge, das nun gewaltsam durchbrochen wurde.

Auch heute entzünden sich die größten Konflikte zwischen den kleinen selbstversorgenden Systemen und der Gesellschaft im Bereich der Tierhaltung. Dies liegt vor allem an den veterinärmedizinischen Standards, die im Zuge der Kontrolle immer größerer Tierbestände in der professionellen Landwirtschaft letztlich auch den kleinen Tierhaltern zum Maßstab gesetzt werden. Die Verordnungen bei den jährlichen Vogelgrippen zum Beispiel gehen an der Wirklichkeit kleiner Selbstversorgungswirtschaften mit Hühnern, Enten und Gänsen vorbei: Wer seine Hühner im Freien hält, hat oft gar keine Kapazitäten für eine wochenlange Einstallung. Auch der gegenwärtige Umgang mit der Afrikanischen Schweinepest wird wahrscheinlich zu vielen irreversiblen Aufgaben in der individuellen Schweinehaltung führen. Das Bedauern der Politik über diese Schäden hält sich, wie bei allen »alternativlosen Maßnahmen«, in Grenzen. Dass die Selbstversorgung eine für ländliche Räume elementare kulturelle Praxis ist, wird in der Versorgungsgesellschaft mit einem Achselzucken quittiert.

Für jede Subsistenzwirtschaft werden bestimmte Dinge benötigt, die das System nicht allein generieren kann: Stoffe, Energie, Geräte, Saatgut,

Tiere und vieles mehr. Diese Bedarfe verweisen den Selbstversorger auf die Gesellschaft, es gibt also von vornherein keine intrinsische Idee der Autarkie. Allerdings wird die praktische Agenda der Selbstversorgung nur schwach von dieser gesellschaftlichen Abhängigkeit beeinflusst, denn die von der Umwelt beanspruchten Güter werden im subsistenzwirtschaftlichen System sofort angeeignet. Ein Spaten, der regelmäßig benutzt wird, ist der eigene Spaten. Man hat ihn gekauft, geerbt, gefunden, geschenkt bekommen, aus Teilen zusammengesetzt – das ist auf Dauer nicht mehr wichtig.

Die Übergänge der ländlichen Subsistenzwirtschaften zur Erwerbsarbeit sind fließend. Dass aus dem Interesse an alten Tomatensorten eine kleine Geschäftsidee wird oder aus der privaten Leidenschaft für das Bierbrauen eine regionale Brauerei entsteht, tut dem in der jeweiligen Praxis wurzelnden Eigensinn keinen Abbruch – denn auch hier entfaltet sich die Tätigkeit nicht aus einem gesellschaftlichen Teilsystem und dessen Erfordernissen heraus, sondern aus dem, was die Ressource einem abverlangt und was sie einem ermöglicht. Auch die professionelle moderne Landwirtschaft hat noch ein durch ihren Boden bedingtes subsistenzwirtschaftliches Fundament, das heute meist übersehen wird.

Die Grenzen zu emotionalen Beweggründen wie Freude, Leidenschaft und Hingabe für das eigene Tun sind ebenfalls fließend. Es kann sein, dass aus einer geliebten Freizeitbeschäftigung eine ernste Sache wird, die Auswirkungen auf die ganze Lebensführung hat. Dem Eigensinn mag durch Verluste oder Misslingen sogar Leid innewohnen, dieses wird aber meist ohne Selbstmitleid in Kauf genommen. Entscheidend ist wiederum die Beziehungsqualität zwischen dem Menschen und dem von ihm angeeigneten Teil der Welt.

Halten wir zunächst fest: Ländlicher Eigensinn entzündet sich oft durch die Verfügung über eine Ressource. Er gedeiht durch eine bestimmte Praxis in Auseinandersetzung mit einer bestimmten Sache. Damit wäre es schon einmal gelungen, das Motiv der Sturheit vom Befund eines Persönlichkeitsmerkmals auf die Beziehungen zwischen Menschen und ihrer Welt zu lenken. Das ist ein erster wichtiger Schritt.

Ein zweiter Schritt besteht darin, die Flexibilität hinsichtlich der menschlichen Ressourcen zu erkennen. Die Selbstversorgung ist nur der Modellfall des Eigensinns. Dieser kann sich neben Garten, Land und Tier auch an einem Hof, einem Haus, einem Trecker, einer Nachbarschaft, einem Gewässer, an Werkzeugen, Musikinstrumenten oder an Sammlungsgut entfalten, wenn diese Elemente fortlaufend angeeignet werden.

Sogar der eigene Körper kann aus dieser Perspektive eine Ressource sein. Entscheidend ist nicht die Bedeutung für die Ernährung oder die empfundene Begeisterung, sondern die Beziehungsqualität, die von Zeitstruktur, Gebrauch, Pflege, Planung und Optimierung geprägt ist. Da die Ressourcen sehr verschieden sind, fallen wiederum die einzelnen Systeme sehr verschieden aus. Auch die jeweiligen Menschen, die in Auseinandersetzung mit einer Ressource ihr Können, ihr Urteilsvermögen, ihren Witz und ihre Ideen entwickeln, unterscheiden sich deutlich und man hat den Eindruck, dass ihre Individualität nicht aus einem ideologischen Individualismus erwächst, sondern einfach daraus, dass sie je spezifische Dinge tun.

Unter den Befragten dieses Jahres waren aber nicht nur Sammler, Tierzüchter, Angler, Selbstversorger oder mutige Bauherren, die alte Gebäude erhalten. Immer wieder stießen wir auf Menschen, die mit Ideen und Initiativen einen beachtlichen Wirkungsradius erlangten. Viele von ihnen kamen nach einer städtischen Sozialisation aufs Land. Das ist kein neues Phänomen: Gerade das Oderbruch nimmt immer wieder Menschen auf, die sich in den Städten nicht wohlfühlen. Der Eigensinn dieser Menschen entfaltet sich weniger in Auseinandersetzung mit einer Ressource, sondern eher im Spannungsfeld von Konflikt, Rückzug und Engagement, hat also von vornherein eine soziale Dimension. Diese Menschen spielen für die Frage, ob sich ländlicher Eigensinn über den persönlichen Horizont des Einzelnen hinaus entfalten kann, eine sehr wichtige Rolle. Für Verwaltungen sind sie eine Herausforderung, für die Nachbarn oft auch — aber wenn es gelingt, ihre Energie in eine gemeinschaftliche Interaktion zu überführen, ist es in der Regel sehr zum Vorteil der ländlichen Gesellschaften.

Über einen Kamm scheren lassen sich diese Menschen freilich nicht. Aber es fällt auf, dass sie in der Lage sind, sich und andere zu mobilisieren und diese Aktivität wiederum nicht aus der Logik eines gesellschaftlichen Teilsystems entwickeln. Sie kommen nicht in erster Linie als Geschäftsleute, Politiker oder Sozialmanager daher, sie stellen sich vielmehr in die Mitte und machen Vorschläge oder kritisieren etwas. Diese Aktivität kann auf dem Land eine andere Wirkung entfalten als in den Städten. Eine Tauschgemeinschaft mit eigenen Regeln, eine Bürgerinitiative, eine freie Schule, eine Safranproduktion oder ein immer wieder neues Gedenken an die Toten des Zweiten Weltkrieges — es sind sehr unterschiedliche Gründe, die diese Menschen antreiben. Aber sie zwingen die anderen zur Reaktion, stellen Routinen infrage und erneuern dadurch das Zusammenleben aller.

Das größte utopische Potenzial ist deshalb dort zu erwarten, wo diese beiden Spielarten aufeinanderstoßen: die Bewirtschaftung der Ressource

als subsistenzwirtschaftliche Lebensform und die soziale Provokation der eingeübten Spieregeln. Gelingt es, beides zusammenzuführen, entsteht kollektiver Eigensinn. Dieser ist auf jeden Fall eine große Organisationsleistung und braucht Spielregeln und Spielanreize. Gelingt ein solches Spiel, entsteht eigensinniger Gemeinsinn. Man findet ihn in manchen Dörfern und bei siedlungsübergreifenden Formen des Tauschs oder der Kooperation. Die moderne Mobilität, zunächst einer der wichtigsten Verursacher der Zerstörung der dörflichen Selbstorganisation, ermöglicht dabei in nie dagewesenem Maße die regionale Interaktion.

Sind diese Beobachtungen von Bedeutung? Haben die eigensinnigen Praxen Auswirkungen auf die Regionalentwicklung des Oderbruchs im Besonderen und die der ländlichen Räume im Allgemeinen? Diese Fragen kann man nicht pauschal bejahen. Zunächst hängt ihre Beantwortung davon ab, ob man sie überhaupt ernst nehmen will. Das fällt nicht jedem leicht, denn es ist ja wahr: Die kleinteilige Selbstversorgerwirtschaft entspricht selten den ästhetischen Vorstellungen des idealen Bauernhofs, sie ist nicht auf Repräsentation und schon gar nicht auf Idylle angelegt. Die Sammelwut mancher Heimatstuben findet nur selten den Weg zu kuratorischem Glanz, sie mag auf Außenstehende schrullig wirken. Die zarten wirtschaftlichen Erwerbsansätze können den Gewinnerwartungen der Gegenwart nicht entsprechen. Und eigensinnige soziale Initiativen machen von außen vielleicht einen querulantischen Eindruck, denn sie bedienen sich eben nicht der gefälligen Sprache der politischen Partizipationsrhetorik. Der Eigensinn wartet nicht auf die Anerkennung des Staates. Ein Begriff wie »Ehrenamt« gleitet an ihm ab, denn man will für sein Tun nicht geehrt werden – man macht es, weil man es selbst so und nicht anders will.

Entscheidet man sich aber nun, diese Menschen und ihre Tätigkeit ernst zu nehmen, ist es geboten, sich den Kontext anzuschauen, in dem all das heute stattfindet, was in diesem Buch berichtet wird. Dieser Kontext wird von der urbanen Gesellschaft gebildet. Immer mehr Menschen leben in den Ballungsräumen und werden dort mit allem, was sie zum Leben brauchen, versorgt. Wir werden an die globalen Stoff-, Energie- und Datenströme angeschlossen, denen jede Ressourcenbeziehung fremd ist. Die Mobilisierung aller Güter und Informationen schließt eine Bindung, wie wir sie in den Berichten dieses Buches finden, aus. Die Logiken des gesellschaftlichen Metabolismus sind von der Warenlogik bestimmt und werden von Großdiskursen flankiert, die das zerstörerische Moment dieser Weltbeziehung nicht wahrhaben wollen und deshalb immer steilere politische Maßnahmen präferieren. Ein Sog, dem die Wissenschaften und Medien

immer mehr erliegen. Die Öffentlichkeit, als habe sie ein Bewusstsein von dieser Ohnmacht, nimmt die Ideologien und kollektiven Selbstentlastungen umso bereitwilliger auf und spielt sie an die Menschen als konsumtives und staatsbürgerliches Erziehungsprogramm zurück.

Die menschliche Erfahrung dagegen, sinnlich gegründet und reflektiert, wird in einer solchen Dynamik lästig. Aus ihr könnten sich Einwände, Abwägungen oder Zweifel an den einmal definierten Rettungsstrategien ergeben. Insofern hat die Abwertung der eigensinnigen ländlichen Praxen vielleicht sogar ihren systemischen Sinn: Sie stören den immer lauter werdenden Alarm unserer sich selbst verbrauchenden Welt.

Eigensinn, so stellten wir weiter oben fest, hat kein missionarisches Moment. Wenn es Menschen gelingt, eigene Ressourcen aufzuschließen und miteinander ein eigenes gesellschaftliches Spiel zu stiften, das nach selbst gewählten Regeln funktioniert, ist dies für die Beteiligten nicht nur auskömmlich, es bleibt auch kaum die Zeit, den selbst gestalteten Teil der Welt zu überschreiten. Verantwortung übernimmt man für das, was man zur Hand hat. Dass die großen und kleinen Verhängnisse der Gegenwart nicht immer in dieser Beschränkung zu lösen sind, mag wohl sein. Aber haben nicht viele dieser Verhängnisse ihren Ursprung gerade im Fehlen solcher eigensinnigen Lebensmodelle? Sind diese nicht der Humus, in dem friedliche, bescheidene, sich selbst beschränkende Praxen gedeihen, in denen repariert wird, in denen aus Mangel Reichtum und aus Konflikten Entwicklung wird?

Kenneth Anders

Eigensinn

Berichte eigensinniger
Menschen aus dem Oderbruch

Aufgeschrieben von
Kenneth Anders, Michael Anker,
Imma Harms, Inge Müller,
Almut Undisz, Alex Schirmer,
Georg Weichardt, Tina Veihelmann

Fotografien von Michael Anker und
Stefan Schick

Mit Gummibärchenköder einen Hecht fangen

Max Eigenfeldt, Altreetz



Ich habe eine Liebe zu Tieren. Das war schon immer so. Seit ich mich erinnern kann. Es waren immer heimische Tiere, die ich mochte, nie andere. Meine Mama war mit mir im Eberswalder Zoo, als ich noch sehr klein war, da interessierte ich mich keinen Deut für Tiger, sondern ging geradewegs zu einem Gehege mit Geflügel. »Schau Mama, Hühner!« Meine Mama dachte: Die Leute hier müssen glauben, wir kämen aus Berlin aus der Platte, und mein Sohn hätte noch nie Hühner gesehen.

Mein Opa war Landwirt und hatte immer auch Kaninchen und Hühner. Inzwischen versorge die Kaninchen hauptsächlich ich. Opa hatte Deutsche Riesenschecken, Deutsche Riesen, Mecklenburger, Neuseeländer und Zwergkaninchen. Die Zwergkaninchen waren für mich, zum Liebhaben. Opa

kreuzte die Riesen mit kleineren Kaninchen, damit die Nachkommen nicht ganz so groß würden. Das tat er auch für mich, denn was will ein so kleiner Junge mit so riesigen Hasen? Wir haben jedes Jahr einen Ausbrecherkönig, der im Sommer auf dem Hof lebt. Im Herbst habe ich ihn aber eingefangen. Ich züchte nicht. Oder sagen wir anders: Ich züchte Fehlfarben. Wir haben Bekannte, die Kleintierzüchter sind, die Wert darauflegen, dass die Zuchtziele genau stimmen. Wenn diese Züchter Nachwuchs in Fehlfarben kriegen, sortieren sie die Tiere aus, und die leben dann bei mir. Ich nehme gern Fehlfarben. Mein Eindruck ist nämlich, dass Kaninchen, die nicht so rassenrein sind, sowieso etwas gesünder sind. Mir würde auch gar nicht einfallen, ein Tier auszusortieren, nur weil es eine andere Zeichnung hat.

Von meinem Opa habe ich auch meine Begeisterung für Vögel. Als ich kleiner war, hat er für mich ein Huhn zahm gemacht. Das fraß mir aus der Hand, und ich konnte es streicheln. Im Winter streute er Sonnenblumenkerne und erklärte mir die Vögel. Wenn die Winter hart sind, nehme ich einen Eimer, hole Futter von den Hühnern und kippe es hinterm Haus ins Gras. Dann kommen Hasen und fressen es, und einmal waren sogar Fasanen da. Im Winter 2010/11, als der Schnee so hoch lag, kamen sogar Rehe. Sie kamen bis ans Fensterbrett, wo ich Vogelfutter gestreut hatte. Wir hatten ihnen extra Heu hingelegt, aber das Vogelfutter fanden sie besser.

Wenn ich frei habe, beobachte ich Tiere. Ich habe schon mal einen Elch durchs Fernglas gesehen, und ich finde Adlernester. Manchmal fahre ich mit dem Rad herum und zähle Vögel. Ich sammle alles Mögliche, das ich draußen finde. Einen Wildschweinschädel, schneeweiß und ausgebleichen. Eine Federnsammlung habe ich auch.

Natürlich halte ich auch Hühner. Im Moment sind es sechsundzwanzig Hühnchen und drei Hähne. Obwohl mein Opa meine Begeisterung für die Hühner geweckt hat, möchte er jetzt unbedingt, dass es ein paar weniger werden. Hühnersorten habe ich alle möglichen. Viele Zwerghühner. Und eine Rasse, die rabenschwarz ist. Kamm schwarz, Federn schwarz, sogar ihr Fleisch ist schwarz. Nur ihre Eier sind weiß. Die schwarzen Hühner habe ich von einem Züchter aus Neuwustrow, mit dem wir befreundet sind. Ich habe auch Fehlfarben von ihnen: Zum Beispiel eins, das schneeweiß ist, und eins, das gefleckt ist wie eine Kuh. Im Frühling brüten sie ohne Ende. Vor allem brüten sie gern unter Büschen, und wir lassen sie machen, wie ihre Natur es will. Die vielen Küken versuchen wir zu vermitteln, aber hin und wieder gibt es dann doch auch mal Suppe.

Nach einem Monat kann ich bei einem Küken einen Hahn von einer Henne unterscheiden. Mein Opa erzählt, es hängt von der Bruttemperatur

ab, ob es ein Hahn oder eine Henne wird. Wenn ein Gewitter kommt, während sie brüten, sterben sie ab, durch den Donner.

Zur Einschulung bekam ich von einer Bekannten, die im Naturkundemuseum arbeitete, einen Seidenhahn und zwei Seidenhennen geschenkt. Die Tiere hatten sie dort zur Forschung gehalten. Aus Altersgründen hatten sie sie aussortiert. Es waren interessante Tiere, schneeweiße Daunen, blaues Fleisch und sechs Krallen, die Füße so groß wie eine menschliche Hand. Ihr Putz hatte die Form einer Rosine. Sie hatten Kanüleneingänge, und sie waren sehr zahm. Leider wurden die Hennen vom Waschbären und vom roten Milan geholt. Und der Hahn ist — große Trauer — im letzten Sommer gestorben, aber da war er bestimmt schon fünfzehn oder sechzehn Jahre alt.

Mit zehn Jahren fing ich mit Laufenten an. Sie heißen Laufenten, weil ihre Körper lang wie Haken sind, und sie haben lange Beine, auf denen sie laufen. Als Küken können sie sich, weil sie diese Form haben, schlecht ausbalancieren. Dann schwanken sie lustig und führen richtige Russentänze auf. Die Laufenten legen versetzt, und die Küken schlüpfen versetzt. Nach Tagen oder sogar Wochen schlüpft immer noch mal ein Küken. Ich liebe und halte auch Warzenenten. In Bauernsprache heißen sie Flugenten. Obwohl sie sehr groß sind, können sie super fliegen. Meine Enten sind verrückt nach Wasser. Deswegen haben sie bei uns einen Teich und haufenweise Pfützen. Enten — und auch Hühner — filtern Wasser und Schlamm mit ihren Schnäbeln, dabei kommen kleine Steinchen mit, die helfen, die Körner kleinzumahlen, die sie fressen. Dieses Wissen habe ich von Opa, und selbst beobachtet habe ich es auch.

Eine meiner liebsten Beschäftigungen habe ich noch gar nicht erwähnt: nämlich das Angeln. Ich gehe das ganze Jahr über angeln. Am 31. Dezember höre ich auf — und am 1. Januar fange ich wieder an.

Hinter dem Grundstück gibt es einen Graben. Wenn der im Winter zugefroren ist, haue ich Löcher ins Eis, damit die Fische Luft kriegen. Sonst kann es nämlich passieren, dass sie unterm Eis ersticken. Das hatten wir schon mal. Damals lagen die toten Hechte da, als es wieder taute. Wenn der Graben tiefer wäre, gäbe es kein Problem, dann könnten die Fische an den Grund schwimmen und sich dort verstecken. Aber seit Jahren wird er immer flacher, es ist wenig Bewegung und Sauerstoff im Wasser. Deswegen gehe ich jeden Tag hin und werfe ein paar Steine rein, wenn es Eis gibt.

Ich bin im Angelverein Neuwustrow. Als ich dort anfing, war ich das einzige Kind. Beim ersten Pokalwettbewerb war es lustig. Ich fuhr mit den älteren Herrschaften mit und hatte beim Wettbewerb gleich einen Vorteil:

Mit meinem Jugendfischereischein durfte ich nämlich auch die kleinen Fische nehmen, die die Erwachsenen wieder ins Wasser schmeißen müssen. Wupps, hatte ich meinen Eimer mit kleinen Fischen voll! Von dreißig Mann wurde ich Vierter.

Die meisten Angler sind alt. Von den alten Anglern bekomme ich meine Angelruten. Wenn die Zweiundneunzigjährigen nicht mehr angeln gehen können, schenken sie uns Jungen ihr Angelzeug. Viele von den Jungen können mit den DDR-Angelruten aber nicht umgehen. Deswegen sammeln sie sich bei mir an. Ich habe schon einen ganzen Sack davon.

Ich komme mit den DDR-Ruten bestens zurecht. Das liegt daran, dass ich das Angeln von meinem Opa gelernt habe. Mit Opa — und manchmal auch mit dem Schmied — war ich unterwegs an der Alten Oder, und dabei zeigte er mir alle Basissachen über das Angeln. Aber ich habe nicht immer alles beherzigt, was er mir sagte. Manchmal sagte ich auch: Opa, ich mache das jetzt mal anders, ich angle da an der anderen Buhne. Und am Ende hatte ich mehr Fische als er.

Angeln können, ist eigentlich vor allem: Erfahrungen sammeln, gut beobachten und lernen, was klappt und was nicht. Durch Beobachten lernt man, wo die Fische stehen. Ich weiß fast immer, wo sie stehen. Deshalb habe ich beim Angeln so viel Glück. In der Angelzeitung stand: Wenn man einen Karpfen fangen will, muss man den Haken aus dem Köder rausgucken lassen. Aber als ich an den Graben ging und es so ausprobierte, biss kein Fisch. Dann machte ich es so, wie ich es selbst machen würde und versteckte den Haken. Prompt biss ein Karpfen und auch ein paar Schleie. Oft ist es einfach — anders. Jedes Gewässer ist verschieden. In der Oderzeitung steht, wie man an der Oder angelt. Aber die Fische kennen schon die Tricks.

Manchmal muss man die Fische überlisten. Man muss ihnen etwas bieten, das sie noch nicht kennen. Dazu habe ich eine schöne Geschichte erlebt. Am Herrentag fuhren wir mit allen Jungs an die Oder angeln. Wir verteilten uns auf die Bühnen. Und da probierte ich mit meinem Freund Erasmus einen Geheimköder aus: rote Gummibärchen. Und was sage ich? Wir fingen Fische — ohne Ende, sogar Barsche. Und die neben uns fingen nichts. Friedfische lieben Süßes, und Barsche, die Raubfische sind, mögen rot, so erkläre ich mir das. Wenn sich um meine Gummibärchen ein Schwarm kleiner Friedfische tummelt, kommt außerdem auch gern mal ein großer Räuber vorbei. Mit meinem Jugendangelschein darf ich nur Friedfische fangen, klar. Aber wenn zufällig ein Raubfisch beißt, darf man den mitnehmen. Und das passiert natürlich auch mal.

Man braucht keine Profiausrüstung, wenn man angeln will. Letztes Jahr habe ich mit meinen Halbgeschwistern Theo und Ben in Kienitz an der Oder meinen Geburtstag nachgefeiert, und als wir Lust zum Angeln kriegten, haben wir einfach selbst eine Angel gebaut. Ich hatte Angelschnur und Angelhaken in der Tasche. Das habe ich immer, für alle Fälle. Dann nahmen wir einen Schilfstock als Rute, sammelten Würmer unter einem Stein, und los ging es. Acht Fische haben wir gefangen, einer war sogar ein Hecht, und der zog so sehr, dass die Schilfrute brach.

Ich begeistere auch andere Kinder fürs Angeln. Wenn wir auf unsere Art angeln, macht das großen Spaß. Mit Erasmus habe ich auf Gummibärchen einen Hecht gefangen. Und einen zweiundvierzig Zentimeter großen Schleie geangelt, und eine achtundzwanzig Zentimeter lange Rotfeder. Am besten gehen Fußballgummibärchen, weil die besonders gezuckert sind. Auch Teig funktioniert als Köder sehr gut. Zum Beispiel mache ich Teig aus Asianudeln und vermische ihn mit Paniermehl und Puderzucker. Das mag meine Mutti nicht so sehr, weil es eine solche Schweinerei macht. Aber die Fische finden es wunderbar und beißen wie nichts.

Ich finde es besser, Fische zu angeln, als sie mit Netzen oder Reusen zu fangen. Denn im Netz oder in der Reuse haben die Fische keine Chance. Ich will aber, dass sie eine Chance haben. Denn erstens gehört das Sich-ärgern zum Angeln dazu. Und zweitens bleiben so genügend Fische am Leben, die dann wieder Babys bekommen, und dann gibt es wieder neue Fische.

Die Fische, die ich angle, werden auch verwertet. Ich kann sie selbst ausnehmen und putzen. Meine Oma bereitet sie zu. Kleine Fische setze ich wieder ins Wasser. Ich angle mit kleinen Haken, damit ich sie nicht zu sehr verletze. Die kleinen Fische setze ich bei uns in den Graben, um die Fischbestände aufzubessern. Der Graben war nämlich schon mal ausgetrocknet und hatte gar keine Fische mehr. Jetzt ist der Bestand schon wieder recht gut.

Zum Angeln gehört auch, Fischbestände zu hegen und zu pflegen. Die Fischbestände im Graben habe ich sogar um eine seltene Fischart bereichert: den Giebel. Giebel leben in einem Tümpel, der zu einem Feld gehört, das mein Opa hinter Zäckerick gepachtet hat. Leider haben die Reiher und Fischotter meine Giebelbestände schon wieder etwas dezimiert. Aber einige Giebel schwimmen noch.

Erasmus und ich haben vorletztes Jahr zum Erntekronenwettbewerb eine Angelkrone beigesteuert. Normalerweise bestehen Erntekronen aus Ähren. Aber wir finden, man kann auch mal anders über eine Erntekrone nachdenken. Fische bereichern auch den Speisezettel der Oderbrücker.

Angeln gehört dazu – genauso wie das Getreideernten. In die Angelkrone haben wir Pflanzen eingeflochten, die am Ufer wachsen. Schilf und Weide. Dekoriert haben wir sie mit Angelzubehör, mit einer kleinen Angelrute, Blinkern und Haken.

Im letzten Jahr haben wir eine Geflügelkrone gemacht. Wir finden, auch Geflügelhaltung spielt im Oderbruch eine wichtige Rolle. Die Krone schmückten wir mit vielen verschiedenen Federn, und das sah sehr gut aus. Wir probierten auch ein aus Heu gebundenes Huhn als Schmuck, entschieden uns dann aber für ein Heuvögelchen, das mit Federn beklebt war, das wirkte netter. Weil Erasmus die Idee hatte, die Augen aus Hagebutten zu machen, sieht es allerdings ein bisschen so aus, als hätte es Tollwut. Aber im Ganzen ist unsere Geflügelkrone recht hübsch..

Aufgeschrieben von Tina Veihelmann



Bei mir hatten alle Kühe einen Namen

Anneliese Fehlberg, Gústebieser Loose



Wir hatten Kühe, wir hatten Pferde, wir hatten Schweine. Wir hatten einen richtigen Bauernhof. Und die Katzen waren mit im Bett. Zum Ärger unserer Mutter.

Schuld an meiner Tierliebe hat vielleicht unser Vater. Ich bin im Frühjahr 1948 geboren. Den Sommer über haben mich meine Eltern im Kinderwagen mit aufs Feld genommen, aber im Herbst musste ich zu Hause bleiben. Es hat immer wieder geregnet und es war zu kalt. Mutti hat immer erzählt, wenn sie beide nach Hause kamen, ist Papa schon vom Wagen runter und hat gesagt: »Fahr' weiter und spanne schon die Pferde aus, ich muss nach dem Mädels gucken.« Dann ist er ins Haus und hat mich schnell gewickelt. Ich war garantiert voll bis oben hin, war ja keiner da gewesen. Dann hat er

mich mitgenommen, mit in den Stall. Da war die Frage: Wohin? — Na auf das Pferd, auf dem Pferd sitzt man warm. Da war ich noch kein richtiges Jahr alt, da habe ich schon auf dem Pferd gesessen. Und so ist das mit den Tieren geblieben, mein ganzes Leben lang.

Mein Vater hatte nach seiner Flucht in der Nähe von Finsterwalde Mutti kennengelernt. Im Dezember 1947 haben sie dann in Kerstenbruch gesiedelt. Mutti hatte eine Färse, zwei alte Pferde, ein Ferkel und ein paar Hühner mitgebracht. In der Siedlung gab es eine alte Kuh. Die wurde von den Leuten zum Anspannen benutzt, wenn die Fuhre zu voll war. Auch von uns. Denn unsere beiden alten Pferde haben das nicht mehr geschafft. Durch die Modderpampe bis Rüterwerder und weiter bis zur Zuckerfabrik haben die drei das dann gezogen. Die Kuh mit dem Jochgeschirr auf der Stirn vorne weg. Die hat mehr gezogen als die Pferde. Als meine Eltern in die Siedlung kamen, dachten sie, die Kuh fällt jeden Tag um. Jeder hat sie angespannt, aber Futter war keins da. Also wurde sie auf die Wiese gestellt. Aber die Kuh hat nicht grasen gekonnt. Keiner hat es mitbekommen, dass die keinen Happen frisst. Eine Kuh die nicht Grasen gelernt hat, lernt auch nicht mehr Grasen im Alter. Wenn sie die heute aus den großen Ställen rausjochen würden auf die Wiese, die meisten würden erbärmlich verhungern.

Wir Kinder haben von Anfang an mitgearbeitet, das gehörte dazu. Unser Vater hat das immer verstanden uns an die Arbeit zu kriegen. Er hat nie gesagt wir müssen helfen. Er hat immer gesagt wir dürfen helfen. Das ist für ein Kind ein Riesenunterschied. Und so hat er uns alle vier großgezogen. 1951 sind wir nach Güstebiese auf die Schmarre und meine Eltern haben nach und nach eine eigene Wirtschaft aufgebaut. Meine Verantwortungsgebiete waren von klein auf die Pferde und die Kühe. Ich bin noch nicht in die Schule gegangen, da war ich schon Kühe hüten. Wir hatten damals sieben Stück, die treib mal einen Feldweg entlang als Sechsjährige. Da musst du dir schon was ausdenken. Wenn wir ein Pferd frei hatten, habe ich das vor den Ackerwagen gespannt und mir meine sieben Kühe alle einzeln rausgeholt und an den Wagen angebunden. Auf der Weide habe ich sie dann vom Wagen wieder abgemacht und angekettet. Hinter sieben Stück rennst du nicht hinterher, wenn die in alle Richtungen laufen. Die musst du zusammenhalten.

Nach der Schule habe ich dann bei der Bahn gelernt. Eigentlich hätte ich gern etwas mit Tieren gemacht, aber unser Vater hätte es nicht gut gefunden, wenn wir bei der LPG gearbeitet hätten. Wir sollten eine Lehre machen und uns woanders Arbeit suchen. Die hatten so viel Ärger mit der Zwangskollektivierung, die wollten nichts damit zu tun haben. Am schlimmsten war es im

Frühling 1960, da haben sie unsere Mutter Sonntagmorgen abgeholt. Früh um sechs Uhr, wir waren noch nicht richtig aufgestanden. Ich glaube, es war der 8. März. Die Male davor konnten wir Mutter immer schnell wegbringen, die Wirtschaft lief ja auf ihren Namen, nicht auf Papas. Schon am Samstag ist die Stasi durch die Gegend gelaufen und hat das ganze Dorf abgeholt. Wir hatten sie kommen gesehen, da hat Mutti ihr Fahrrad genommen und war weg. An dem Sonntag haben sie Mutti dann zum Gemeindebüro gebracht, da wurde dann Druck gemacht. Unser Vater hat gesagt: »Zieht euch an und geht mit, ihr bringt mir die Mutti wieder!«

Nach der zehnten Klasse hatte ich erst eine Lehrstelle in Wriezen. Aber plötzlich kriegte ich eine Vorladung vom Rat des Kreises. Ich habe denen gesagt: »Ich habe doch eine Lehrstelle, im Konsum als Verkäuferin.« Vierzehn Tage später kam ein Anruf im Betrieb, dass die Lehrstelle nicht mehr geht, mit irgendeiner Begründung. Ich war wie vor den Kopf geschlagen und bin dann wieder zum Rat des Kreises. Dann ist Mutti mitgekommen und hat gesagt, sie lässt das nicht zu, dass ich in die Landwirtschaft gehe. Dann ging das hin und her und dann hat auf einmal meine Oma angerufen und erzählt, dass sie in Cottbus bei der Bahn noch Lehrlinge suchen. Also bin ich nach Cottbus und schon hatte ich dort die Lehrstelle.

Heute weiß ich, die wollten mich in die Landwirtschaft treiben. Aber ich habe die Kühe dort gesehen auf der LPG. Ich wollte nicht dahin, für nichts auf der Welt. Die Augen haben sie denen ausgekloppt, bloß weil sie besoffen waren und sie nicht melken konnten. Mein Vater musste am Ende doch. Er hat sich aber sehr geweigert. Sie haben ihn einfach nirgendwo anders arbeiten lassen. Erst war er zu Hause, dann hat er einen Melklehrgang gemacht und dann ein Jahr auf der Wiese gemolken. Da bin ich viel mitgefahren und habe geholfen. Bei starkem Regenwetter ist man mit den Kühen bald im Weidemelkstand versoffen. Die haben bis zum Euter in der Modderpampe gestanden. Aber das war alles nicht so schlimm, wenigstens waren die Kühe draußen auf der Wiese.

Nach der Lehre in Cottbus habe ich in Wriezen bei der Bahn gearbeitet. Die Arbeit war gut, aber wir hatten eine schlechte Chefin. Die hat immer alle, die unter ihr standen, runter gemacht beim obersten Chef. Dabei konnte sie es selbst nicht besser. Und dann das Fahren von Gästebieser Loose bis Wriezen. Ich musste mit dem Fahrrad fahren, fast alles auf dem Feldweg. Das war 1966/67. Nach anderthalb Jahren war mir das Fahrradfahren über, vor allem der Winter war schlimm. Manches Mal bin ich vom Fahrrad gesprungen und dachte meine Füße erfrieren. Wenn du früh um sechs zwanzig Zentimeter Neuschnee hattest und da durchmusstest, das war schlimm. Am Körper

schwitzt du wie ein Weltmeister und die Beine sind eiskalt bei minus fünfzehn Grad.

Ich hatte eine Arbeitskollegin aus Eichwerder, mit der habe ich in Wriezen zusammengearbeitet. Eines Tages war die weg. Da hieß es, die sei nach Berlin gegangen. Also habe ich mich erkundigt, wie die das angestellt hat, denn man kam nach Berlin nicht so einfach rein zu DDR-Zeiten. Das hat dann geklappt, denn für die Bahn gab es Ausnahmen. Und dann habe ich fünfzehn Jahre in Berlin gewohnt. Erst einmal zur Untermiete und dann in einer eigenen Wohnung. Das war im Prenzlauer Berg in der Wichertstraße. Die erste Zeit habe ich Ecke Schönhauser über der Tanzbar »Café Nord« gewohnt. Später bin ich ein paar Hausnummern weitergezogen. Da war es dann nicht mehr ganz so laut. Angefangen habe ich als Frachtenrechner fürs Inland. Später war ich Kassenverwalter und Frachtenrechner für internationale Verbindungen. Da habe ich mal aus Witz gesagt: »Wenn wir jetzt noch anfangen, nach Vietnam Waggon zu schicken, dann höre ich auf.« Und so kam es. Dabei hatten wir keine Karte mit den Strecken nach Asien rüber und dann diese verflixten Namen. Jeder hat die irgendwie anders geschrieben, da kamst du immer durcheinander.

Berlin war meine Arbeit. Meine Heimat war Güstebiese. Wenn ich frei hatte, bin ich immer dorthin gefahren. Dann ist unser Papa schwer krank geworden. Mein Bruder Horst hat seine Arbeit gekündigt und ihn zusammen mit dem anderen Bruder gepflegt. Unser Vater war vollkommen gelähmt, der konnte weder sprechen noch sonst irgendwas. Horst hat dann versucht, in der Zuckerfabrik anzufangen, weil er so dichter an zu Hause wäre. In seinem alten Betrieb im Landbaukombinat Wriezen haben sie ihm zu viel gesoffen, dahin wollte er nicht zurück. In der Zuckerfabrik haben sie ihn nicht genommen, er hätte zu lange zu Hause gesessen, da haben sie keine Arbeit für ihn. Irgendjemand hat dann gesagt: »Melde dich mal bei dem Armeekommando in Güstebiese, die suchen jemanden.« Da ist er dann untergekommen. Als Papa zusammenbrach, sollte unsere Mutter eigentlich gerade am Unterleib operiert werden. Sie war schon im Krankenhaus und Papa war zu Hause mit Arno, mit dem ganz Kleinen, der war damals erst fünf. Als es losging hat Papa Arno losgeschickt und gesagt: »Du musst einen Arzt holen. Geh'zum Gemeindebüro.« Jedenfalls haben sie ihn dann ins Krankenhaus gebracht. Deswegen wurde Mutter nicht operiert, obwohl sie schon fertig gemacht war. Ab da war unser Vater nur noch ein Pflegefall, und jemand musste sich ja um alles kümmern. Und wie er dann tot war, ist sie nach einem Vierteljahr wieder zum Arzt. Der hat gesagt, er operiert sie nicht, sie ist nervlich viel zu fertig. Sie stirbt ihm da auf dem Narkosetisch.

Sie soll nach Hause, er gibt ihr einen Zettel mit, dass sie leichte Arbeit machen kann. Damit ist sie dann zum LPG-Büro gegangen. Dort haben sie zu ihr gesagt: »Frau Fehlberg, wir haben keine Arbeit für Sie.«

Also ist Mutti nicht arbeiten gegangen, die blieb dann zuhause und hat sich um die Tiere und um den Garten gekümmert. Irgendwann hat sie gesagt: »Es geht nicht mehr, ich kann nicht einmal mehr richtig laufen.« Das war 1983. Da habe ich gesagt: »Es muss jetzt was passieren! Wir haben Geld gespart, ich kann ein Jahr zu Hause bleiben. Ich mach' die Hühner und die Enten und das Gemüse und alles, und dann hat sich das. Das wird schon für uns zureichen, so viel brauchen wir nicht. Essen und Trinken haben wir hier auf dem Hof.« Nur Brot, Mehl und Zucker mussten wir holen. Ausgefallene Sachen gab es eh nicht zu kaufen. Ich habe dann erst einmal einen Aufhebungsvertrag gemacht für ein Jahr, bin dann aber nie wieder zurückgegangen. Ich habe mich auch nicht einmal mehr nach dem Aufhebungsvertrag erkundigt, denn in der Zwischenzeit war Horst auch noch krank geworden. Das war im März 1985. Ich habe dann ein Angebot bekommen halbtags in der Kinderkrippe zu kochen. Ich hatte zwar ein bisschen Respekt vor der Aufgabe, aber es hat gut geklappt. Um acht Uhr habe ich angefangen, da konnte ich vorher noch die Kuh melken und die Tiere machen. Um Eins war Feierabend.

Ich war froh, wieder zu Hause zu sein. Ich war wieder bei der Kuh und hatte mein Pferdchen. Da war das Pferd schon fünfunddreißig Jahre alt und kam zur Nacht immer schwerer hoch. Am Ende habe ich nicht mehr gewusst, wie ich das allein schaffen soll. Da habe ich zu Mutti gesagt: »Es geht nicht mehr.« Das hat mir sehr weh getan. Auf dem Pferd bin ich doch groß geworden. Das war das Fohlen von der Alten, die Papa gekauft hatte, das war ihr einziges Fohlen. Die Mutter war doch noch ein echter Trakehner.

Und dann kam die Wende. Ich kam aus dem Stall und Horst sagte immer wieder: »Wir müssen Radio hören.« – »Mein Gott«, habe ich mir gedacht, »was macht er mich denn jetzt wieder verrückt?« Dann haben wir uns das angehört und dann sagte er auf einmal: »Mutti hat doch den Ausweis, damit kann sie doch nach Westberlin. Wenn sie morgen früh fährt, dann kommt sie entweder rüber oder sie kommt nicht rüber. Irgendetwas passiert jetzt, irgendetwas ist los in Berlin!« Daraufhin ist unsere Mutter am 10. November nach Berlin gefahren, früh um sechs mit dem Bus und hat sich gewundert wie viele Leute eingestiegen sind. An der Friedrichstraße war alles umgeräumt, da hat sie sich gar nicht mehr zurechtgefunden. Dann ist sie nach Westberlin gefahren, hat ihr Begrüßungsgeld geholt, die hundert D-Mark, und ist dann wieder nach Hause gekommen.

In den nächsten Monaten kam Horst immer wieder mit der Idee, dass wir was Eigenes anfangen müssen, weil wir doch nirgendwo Arbeit kriegen. Ich habe mir das dann laufend durch den Kopf gehen lassen: »Nehmen wir unser Land, vielleicht kriege ich noch ein bisschen dazu?« Zum Anfang hatte ich die Idee eine Mutterkuhherde aufzubauen, einen Stall hatten wir ja nicht. Ich habe hin und her überlegt. Und dann wurde mir erzählt, in Zäckerick wären unbesamte Färsen, die werden sie schlecht los. Da habe ich mir sieben Stück geholt, die kriegte ich Zuhause noch in den Stall. Früher hatten wir ja auch sieben Kühe. Eine Kuh hatten wir die ganzen Jahre, auch zu DDR-Zeiten, ganz ohne Kuh ging es nicht. Das waren also unsere ersten Tiere. In der Zwischenzeit war Arno auch arbeitslos geworden und wollte auch auf dem Hof mit anfangen. Horst hat zuerst eine Exkursion in den Westen gemacht, und Arno ist mitgefahren. Ich konnte ja nicht, ich hatte die Viecher zu Hause. Und als er wiederkam meinte er: »Am besten geht es den Milchbauern drüben. Wir müssen auch mit Milch anfangen.« Dann haben wir das ausgerechnet, die haben da im Westen gesagt, sie kriegen ungefähr achtzig Pfennig pro Liter Milch. Das könnte funktionieren, wir müssten bloß sehen, dass wir einen Stall rankriegen. Geld hatten wir kaum noch, denn ich hatte schon vorher einige Maschinen gekauft. Das war der größte Blödsinn, den ich je gemacht habe. Ich hatte keine Ahnung, was die drüben wirklich kosten. Da haben sie mich über den Nuckel gezogen bis dort hinaus und wir waren unser ganzes Ersparnes los. Das war das erste Lehrgeld, was wir bezahlen mussten. Wir haben dann also mit den Milchkühen angefangen. Sieben hatten wir und Arno hat nochmal zehn dazu gekauft; die hat er bezahlt. Die siebzehn Kühe hatten wir dann im Sommer an der Alten Oder. Die haben wir dort gemolken, mit einem Jauchenfass. Das haben wir einfach als Vakuumpumpe benutzt. Unsere eigenen Wiesen haben wir nicht wiedergekriegt, obwohl wir alles versucht haben. Die mit Rechtsanwalt waren fein raus. Der hat ihnen geraten: »Ihr müsst sagen, ihr seid enteignet worden.« Die haben alles wiederbekommen. Und die gesagt haben: »Wir haben einen Kaufvertrag unterschrieben, aber wir wollten gar nicht verkaufen«, die sind leer ausgegangen. Dabei weiß ich ganz genau, dass die Stasi unsere Mutter erpresst hat. Die haben zu ihr gesagt, wenn sie für den Staat ist, dann unterschreibt sie, dass die Wiesen zur Armeenutzung überschrieben werden und so weiter. Aber das hat am Ende alles nichts genutzt. Weg war weg. Ich hätte es auch wieder zurückbezahlt, aber an Land zu kommen war sehr schwierig damals, vor allem für uns. Die in der LPG haben sich hingestellt und in der Vollversammlung gesagt: »Also Fehlbergs, die schaffen das nie, denen braucht ihr kein Land verpachten.«

Mir haben die nichts zugetraut. Den anderen schon, aber mir nicht. Dann kam das mit den Treuhandpachtverträgen, das ging eigentlich ganz gut. Aber die LPG hat uns nicht das Land gegeben, das wir gepachtet hatten. Die haben uns das Odervorland gegeben, wo nichts drauf wuchs. Und dann haben die mich im Büro zugequasselt und haben mir erklärt, ich ernte ja sowieso nichts auf dem Boden, weil ich keine Ahnung habe. Da habe ich mich umgedreht und bin ich gegangen. Ich habe sie dann schriftlich aufgefordert, dass ich das Land haben will, mit den Bodenzahlen, mit denen ich auch pachte. Ich hatte nämlich in der Zwischenzeit von der Treuhand einen Zwölfjahresvertrag bekommen. Dann haben wir nur noch schriftlich miteinander verkehrt. Das war gut, so brauchte ich nicht mehr zu denen ins Büro. Man musste in der Zeit alles lesen, was einem über die Füße kam, alle Zeitungen und so weiter. Das musste man alles über Nacht durchstudieren, nur so wusste man, woran man überhaupt ist. Von oben oder von der LPG kam nichts. Die haben sich doch gedacht: »Die Dussel. Fangt mal an, und danach ziehen wir euch über den Nuckel.« So kommt mir das heute noch vor. Da habe ich gelesen, dass Mitglieder ihren Anteil zurückfordern können, aber nur bis zum 31. Dezember 1990. Ich habe mich sofort hingesetzt und die Kündigung mit der Hand geschrieben und das Geld zurückgefordert. Nach Jahren kam dann irgend so ein Schreiben, das Mutti Mitglied der Nachfolgeorganisation werde sollte. Jedenfalls bin ich hin und hab gesagt: »Ich habe doch für Mutti gekündigt.« Da haben sie mir erklärt, das könnte nicht sein, sie hätten nichts bekommen. Das ließ ich nicht auf mir sitzen: »Ich habe eine schriftliche Bestätigung, dass ich die Kündigung abgegeben habe.« Daraufhin haben wir dann das Geld herausgefordert gekriegt, aber nur über das Landwirtschaftsgericht in Fürstenwalde. Das hat dann ein Weilchen gedauert und dann waren die noch saurer auf uns.

Der Start war also sehr holprig, vor allem weil wir kein Geld mehr hatten und überall Investitionen nötig waren. Dann musst du verdammt gut überlegen, da gab es die ein oder andere schlaflose Nacht. Zum Anfang hatten wir auch noch die Hoffnung, dass wir eines Tages achtzig Pfennig für den Liter Milch kriegen, so viel wie die im Westen. Wir haben in der Regel nur fünfzig Pfennig gekriegt. Da hätten wir lange warten können, das hat nicht hingehauen. Heute weiß ich, wie das läuft, aber damals wusste ich vieles nicht. Angefangen habe ich mit meinem Bruder Arno in einem ehemaligen LPG-Stall in Karlshof. Wenn es eng wurde, hat auch mal Arnos Frau ausgeholfen. Horst war oft krank, ihn konnte man nicht fest einplanen. Dort standen dann unsere ersten siebzehn Kühe. Dann haben wir noch mal sieben trächtige Färsen nachgekauft. Das war ein Katastropheneinsatz. Ich habe

damals nicht gewusst, dass man Kühe vor dem Kalben nicht mehr umstellt. Das Ergebnis waren sieben Katastrophenkalbungen. Aber wir haben sie alle durchgekriegt. Wir hatten dann die erste Zeit nicht viel Milch, aber wir haben es trotzdem geschafft und sind nach und nach gewachsen. 1992 mussten wir in einen neuen Stall ziehen nach Wustrow. Denn unser Stall in Karlshof war an jemanden anderes verkauft worden. Uns hatten sie ihn zu unmöglichen Bedingungen angeboten, denn wir sollten den nicht kriegen. Wir saßen mit Oma draußen, drinnen war Vorstandsversammlung. Und durch die Tür haben wir gehört, wie auf die Mitglieder eingeredet wurde. Frau Fehlberg kriegt das Geld sowieso nicht zusammen, und so weiter und sofort. Und dass sie nicht zustimmen sollten, dass wir den Stall kriegen. Sicherlich haben die mir auch nichts zugetraut, weil ich eine Frau war. Die meisten Frauen haben einen doppelt schweren Stand, in der Landwirtschaft sowieso. Es gab hier in der Gegend auch keine Frauen, die allein einen Betrieb geführt hätten.

Das Gefühl: »Jetzt bin ich angekommen«, hatte ich erst zum Schluss. Da habe ich gedacht, ich habe die Herde so weit, dass ich richtig Zucht treiben kann. Ich habe mein Jungvieh immer gut verkauft gekriegt. Da hatte ich Kühe bei, um die es mir heute noch leidtut, dass ich sie verkaufen musste. Bei mir hatten alle Kühe einen Namen, bis zum Schluss. Das macht natürlich was mit der Bindung zu den Tieren. Bei hundertzwanzig Kühen kriegst du eine Bindung noch gut hin. Wer sich wirklich mit ihnen beschäftigt, der kennt seine Kühe. Ich habe die Arbeit mit den Kühen schon immer gemocht. Gewünscht habe ich mir das schon als Kind. Ich hatte nur nicht mit gerechnet, weil ich ja nicht in der LPG arbeiten wollte.

Auch wenn es Spaß gemacht hat, es war eine anstrengende Zeit, denn ich habe sehr viel allein machen müssen. Mein Mitarbeiter und ich haben um sechs anfangen, da waren die Straßen im Winter schon geräumt. Über Mittag bin ich nach Hause gefahren, Mutti hat immer gekocht. In der Regel habe ich mich dann eine halbe Stunde hingelegt und bin danach wieder zurück in den Stall, bis abends. Natürlich habe ich mich oft gefragt, wozu mach'ich das alles. Ich war achtzehn Stunden am Tag auf den Beinen, wenn alles gut ging. Manchmal waren es sogar zwanzig Stunden. Das war natürlich zu viel. Einige Male war ich so müde, dass ich mitten beim Melken eingeschlafen bin. Der Länge nach hingeflogen, einfach hingeknallt. Manchmal habe ich mich verflucht, dass ich überhaupt angefangen habe. Aber aufhören konnte ich nicht, nicht mehr. Als ich sechzig wurde gab es Anfragen, ob ich den Stall nicht abgeben will. Da habe ich gedacht: »Nö, jetzt höre ich erstmal noch nicht auf. Was soll denn das werden, wenn ich nicht mehr da bin. Vielleicht wird es auch bald wieder besser mit dem Milchpreis.« Aber es wurde

nicht besser. Deswegen hatte ich neben der Milchwirtschaft auch eine Zucht aufgebaut. Wir hatten ja selten Abgänge, wir brauchten auch was zum Verkaufen. Ich hatte Kühe, die achtzehn Jahre alt waren, da brauchte ich keine neuen nachstellen. Also gingen die jungen weg. Meistens habe ich Färsen verkauft, die frisch abgekalbt waren, die gingen dann viel ins Ausland. Die erste Zeit habe ich auch hochtragende Färsen verkauft, die sind sogar bis Marokko gegangen. Aber dann hatte ich keine Nachzucht, darum habe ich sie später immer erst abkalben lassen und dann verkauft. Dann hatte ich die Kälber und konnte gucken, wie die sich entwickeln und ausprobieren, ob da was bei rauskommt. Das wurde dann so ein Steckenpferd von mir. In der Regel hat es gut funktioniert, ich hatte schöne Kühe. Ich glaube, ich habe viermal mit meinen Kühen die Wahl zur »Miss Märkisch-Oderland« gewonnen. Da haben mir Steffi, meine damalige Melkerin und Roland Leeck mit seiner Frau viel geholfen, die haben die Kühe auch vorgeführt. So hatte ich ein bisschen mehr Freiraum. Der Bürokratismus musste ja auch gemacht werden, ich konnte nicht den ganzen Tag bloß melken. Trotzdem habe ich am Ende auch alle Arbeiten gemacht. Ich bin den Futterfahrern hinterhergerannt, habe gemolken, gefüttert, Kälber versorgt und ich habe Zäune geflickt. Deshalb wollte ich mir mit sechzig auch einen Melkroboter kaufen, zur Arbeitserleichterung. Das hätte ich vielleicht auch geschafft, wenn nicht der ewig niedrige Milchpreis gewesen wäre. Zumindest zum Anzuzahlen. Aber das ging nicht, ich hätte mehr abzahlen müssen als für einen Melker auszugeben wäre. Nach ein paar Jahren habe ich den Gedanken dann beerdigt. Da habe ich gewusst, dass ich aufhören muss.

Heute habe ich nur noch eine Milchkuh. Zurzeit melke ich sie nicht, denn das dumme Luder lässt die Kälber tutschen. Dadurch krieg'ich keine Milch. Aber so habe ich wenigstens noch etwas zu tun. Sonst würde mir wahrscheinlich etwas fehlen. Ich war mein ganzes Leben immer beschäftigt, hier im Stall. Zuhause rumsitzen wäre komisch, das kenn'ich nicht. Wenn du hundert Kühe melkst, macht du ungefähr fünfhundert bis sechshundert Kniebeugen, jeden Tag. Deshalb habe ich auch das Fahrradfahren angefangen. Mir ging es einfach nicht gut, ohne die viele Bewegung. Ich hatte auch noch nie was mit den Knien, waren ja genügend Muskeln da durch das Training.

Ich bin der Meinung, dass jedes Tier eine Existenzberechtigung hat. Tiere sind Lebewesen und nicht nur Ware. Kranke Kühe aufzupäppeln und zu pflegen, wird schnell unwirtschaftlich. Aber oft ist es einfach nur die Bequemlichkeit. Meine erste kranke Kuh war die Rotmaus-Steffi, das war noch in den Neunzigern. Die ist auf der Wiese blöd weggerutscht und kam nicht mehr hoch. Wir haben sie dann auf einer großen Molle in den Stall

gebracht, wo sie die nächsten sechs Wochen nur noch gelegen hat. Zu Weihnachten wurde es auch noch kalt und wir waren kurz davor den Notschlächter anzurufen. Aber ich habe es irgendwie nicht übers Herz gebracht. Einen Abend später kam ich mit Horst zum Stall und da steht eine Kuh draußen vor dem Elektrozaun. »Die sind bestimmt ausgebrochen«, dachte ich, »wir müssen gleich gucken, im Dezember wird es beizeiten duster und dann siehst du nichts.« Auto vorne hingestellt und durch den Stall und gucken. Es war Rotmaus-Steffi! Rotmaus-Steffi stand am Zaun und wollte in den Melkstand. Kein Wunder, sie war sechs Wochen nicht gemolken worden. Kurz danach ist sie wieder mit der Herde gelaufen und alles war gut. Am Ende ist Rotmaus-Steffi noch eine Hunderttausend-Liter-Kuh geworden und wurde achtzehn Jahre alt. Das hat mich sehr gefreut und mir gezeigt, dass es sich lohnt, geduldig zu sein.

Ich möchte mich bei allen, die mir bei meiner Arbeit geholfen haben und hier nicht erwähnt wurden, recht herzlich bedanken. Denn allein kommt man nicht weit.

Aufgeschrieben von Georg Weichardt

